

Leute aus den hintern Gassen

Autor(en): **Schärer, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Den 3. Januar

□ □ Neujahr. □ □

Don Josef Reinhart.

Wenn 's alte Johr vergange-n-isch,
So chlopft 's neue-n-a.
Es het es Chrättli i der Hand!
Was möcht 's ächt für di ha?
Ish's Zuckerzüüg? Ish's Dokterzüüg?
Chasch froge wie de witt,
Und was für di im Chrättli sig,
Es seit der's wahrli nit.

Bisch zfriede-n-und ergib di dry,
's isch, mein-i, besser so!
Und wüßtisch, was im Chrättli wär,
Du chönntisch's nit verstoh,
Ob Zuckerzüüg, ob Dokterzüüg,
Chasch froge, wie de witt,
Und was für di am beste sig,
Das wüßtisch wahrli nit! („Im grüene Chlee.“)

Leute aus den hintern Gassen.

Don Ernst Schärer, Bern.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 3. Preis.)

1

Des Schlossers Tochter, die Märti Berchten, stand in der Küche am Spülstein und wusch die letzte Tasse vom Abendgeschirr.

In der hintern Ecke saß ihr Vater im Schatten des Küchenschrankes. Ein mächtiger Bernhardinerhund tollte um ihn herum, patzte mit seinen breiten Pranken den Küchenboden und versuchte die Hand seines Meisters zu schnappen.

„So, — genug für heute!“ redete Märti erleichtert vor sich hin und hüstelte. Laut fragte sie über die Schulter zurück: „Bleibst du zu Hause, heute Abend, Vater?“ Aber der Lärm, den der Hund vollführte, verschlang die Frage. Der Vater hörte nichts.

Weiß Gott, das Mädchen war fast mager mit seinen 18 Jahren. Immer zeichnete der Schatten eine Grube an den Hals, wenn es den Kopf seitwärts drehte. So auch jetzt. Aus dem Küchenlämpchen fiel ein gelbes Licht auf ihr blondes Haar. Es sah ganz goldig aus.

Jetzt wurde das sonst blasser Gesicht mit einem rosigem Schimmer überzogen, weil ein leiser Unmut sie erregte. Wie dunkle Flecken stachen die schwarzbraunen Augen und die roten Lippen daraus hervor.

„Sag doch auch Vater, wie es ist!“ —

„Nein!“ murrte endlich dieser zurück und schob den Hund zur Seite.

„Nein, — das Gewohnte wird einem lieb; ich könnte nicht schlafen, wenn ich nicht noch an der Aare gewesen wäre; — aber nimm den Schlüssel mit, und verweile nicht zu lange draußen. Beim Donner nicht! — Der März ist ein Heimtückischer. Er tut schön vorneherum und hinter dem Rücken fällt er einen an, wie die Kage den Hund. — Ich habe es oft genug erfahren!“ —

Er machte einen dröhnenden Schritt vorwärts, schwieg und schob unwirsch die aufgehängte Wäsche zur Seite. Als er den mächtigen Körper streckte, schien das schwarze Haar die Decke zu berühren. — Aus zusammengezogenen Brauen sah er auf das Mädchen nieder.

„Du gefällst mir nicht, Märti; — dein ewiges Hüfteln; der Mager; — Wenn der Kolb aus Brenzifofen wieder im „Sternen“ absteigt, kannst ihm das Wasser bringen. Der findet heraus, wo der Leib wackelt. — Der malt auf die Bleichmaus einen Mailänderapfel; sollst sehen!“

Der Abglanz eines innern Lächelns leuchtete verstoßen über das harte Gesicht.

Märti schüttelte den Kopf.

„Ja, was wohl noch, — mir fehlt gar nichts. Das Rücken hie und da vergeht, wenn es wieder grünet am Sonnenberg drüben.“

„Ich hoffe mit dir, Märti, — aber der „Tödler“ muß weg, sonst kannst du sicher sein, daß ich selber nach Kiesen und zum Wunderdoktor fahre.“ —

Immer wenn der Vater schwieg, preßte er die Lippen aufeinander, daß der lange Schnauz mit dem Bart zusammenlief. Vereinzelte Silberfäden glitzerten daraus hervor.

In stummer Zärtlichkeit drückte er Märtis blonden Strubelkopf an seinen blauen Arbeitskittel. Und voll scheuer Zurückhaltung schmiegte sich die Tochter an ihn.

Schnell nahm sie jetzt den Wasserkessel zur Hand. Gemeinsam stiegen sie die knarrende Treppe hinunter. — Der Hund trollte patzend hinterher.

Auf der Brunnengasse strich ein leiser Märzwind um sie, wirbelte die Häuser hinauf und zu den Höhen hin, von denen er kam. Er roch nach Schnee und frischem Grün zugleich. Ein heimlicher und doch jeder Geselle, der an morschen Läden und Gliedern rüttelte und schwache Lichtlein ausblies. Auch das Gaslicht an des Schlossers Eckhäuschen fladerte, zitterige Kringel auf das Pflaster werfend.

Märti schloß die Türe ab.

„Adiö, Vater, — und halte Sorge zu dir!“

Mit dem Kessel hin und her schlenkernd, lief sie durch das Mehrgäßchen zum Brunnen an der Schaal und der Vater sah ihr nach, bis sie in der Dunkelheit verschwand.

Nun stieg er die Treppe neben dem Schlachthof hinunter, die finster war, trotz dem schüchternen Licht in der Mitte.

Von unten kam ein junges Weib herauf, blieb plötzlich stehen und drehte sich um. Es lief davon, als hätte es eine Geistererscheinung gesehen.

„Dumme Gans!“ brummte der Alte und stieg weiter in das schwarze Loch, den Brunnen zu. — „Ich habe noch niemanden gefressen!“

Sonst kümmerte sich Vater Berchten nicht um die Leute, und das, was sie klatschten. Er war gewöhnt, daß man ihn scheute und daß freche Geschichten in der Gasse umherliefen, die eine Erklärung für die Furcht vor ihm sein sollten.

Es hieß, früh sei sein Weib gestorben, das eine seltsame, blonde Schönheit gewesen. Niemand in der hintern Gasse wußte bestimmtes, was die Junge so plötzlich aus dem Leben fortgenommen, das sie liebte. — „So ein Weib, so eine liebe und schöne“, sagten die Leute, „so eine gute, die für alle ein Herz hatte.“ — „Ja eben für alle!“ Es gab eben auch böse Mäuler.

Das Töchterchen, das ihm von ihr geblieben, liebte er unendlich. Er hing an ihm und bewachte es wie der Geiz den Goldschatz.

Aber man sprach in der Gasse herum, das Kind sei nicht sein eigen. Sein Vater sei gewiß jener flotte junge Mensch, der einige Zeit im Häuschen Untermieter gewesen.

Die alte Grämplerin hinter den grünen Läden im „Kehr“ hatte eine Geschichte unter die Leute gebracht, die ihr die Todfeindschaft des Schlossers zugezogen.

„Ich verniete der alten Morchel, der verfluchten Plättere das Maul, wenn sie ihre dreckige Brodlaube nicht verschließt!“ schimpfte der schwarze Schlosser an bösen Tagen der Erinnerung und schlug den Umboß, daß sein „Kling-klang-pochpoch“ im Schlachthof wiederhallte und die ganze Gasse davon erdröhnte.

Dann sagte das dicke Weib zu ihrem Kunden: „Loset, loset! — Der Schlosser wütet wieder!“

Fortgejagt habe er sie, wußte die runzelige Wäschergritt an der Schütte zu ergänzen, mitten in der Nacht, — nur ein dünnes Gloschli habe sie über dem Hemd getragen, — der Unflat, der! — Mit wehenden Haaren sei sie den Abhang hinunter gerannt, — ganz verhürschet im Blut! — In der nämlichen Nacht habe er den Mieter durch das Fenster in das Höflein hinunter gestürzt, — der Elefant, was er ist, — der Koloß! — Jetzt sei aus dem schwarzen Schlosser ein Fischer geworden. Tagelang ruhe die Feile am Schraubstock und kein Feuer brenne in der Esse. Dann liege er irgendwo am Bord der Nare und tiere auf das Wasser, als müßte er ihm eine Beute entreißen.

Seitdem sein junges Weib in den Tod gegangen, halte ihn kein Regen und kein Sturm zurück. Ja, oft scheine es, als liebe er besonders die wetterschweren Nächte auf dem Flusse zuzubringen. Es waren seltene Abende, wenn er im Häuschen an der Brunnengasse blieb. —

So liefen die Geschichten den Wänden nach, wie hungerrige Wölfe um den Schafstall. Aber vor des Schlossers Eckhäuschen machten sie Halt. Das Licht blendete sie, das gegen jeden Morgen aus dem Fenster vieredig auf das Pflaster fiel. Da getrauten sie sich nicht hinein.

Obwohl das alles Jahre weit zurücklag, kamen die Leute in der Gasse darüber doch nicht zur Ruhe.

„Am schwarzen Schlosserhäuschen klebt das Unglück, so lange der Alte lebt,“ tuschelten die einen, und die andern: „es soll mich nicht wundern, wenn das Märti dem Alten noch zu schaffen macht, wie sich's gehört!“

Vorläufig aber empfanden die Burschen nur das scheu verlockende, das von der Jungfrau ausging, wenn sie still an ihnen vorüberschritt.

Und Märti trug den jungen Leib leicht und auf schmalen Füßen. Wie ein junges Reh! — Freilich, etwas Unnahbares, fast Ausschließendes hatte sie an sich, meinten die Weiber. Denn während die Frauen und Mädchen der Gasse an schönen Tagen einen Schemel aus der Wohnung holten, sich vor der Türe niederließen mit ihrem Strickzeug oder für die Kinder Kleider flickten, saß Märti oben in der Wohnung am Fenster und schaute auf das Grün des einzigen Baumes im Höflein, oder darüber hinaus, nach den Hängen des Sonnenberges.

Nur wenn der Vater in seiner rauhen Art mahnte: „Märti, geh' an die Luft, und laß das Gesicht von der Sonne bräunen!“ lächelte sie, schlug ein leichtes Tuch über den Nacken und flüchte die Treppe hinunter.

Husch, wie streckten da die Weiber die Köpfe zusammen.

„Die Brunnengaspatrizierin!“ flüsterte ein loser Mund und eine Unruhe kam über die Frauen, die nicht zu erklären war. „Sie ist feiner als wir alle!“ sagte eine fast scheu, denn man mußte vorsichtig sein, was der Mund herausplapperte, weil es nicht alle wahr haben wollten.

Märty aber war froh, wenn sie an ihnen vorbei war. Die vielen musternden Augen brannten wie Messeln auf ihr. —

An solchen Tagen ging sie gewöhnlich zu ihrer Freundin, der Babette Lehmann, an der untern Wegergasse, deren Mutter ein Spezereilädchen und die Salzbütti führte, weil der Vater der Arbeit aus dem Wege ging. Und Mutter Lehmann ließ ihre Babette willig mit des Schlossers Märty am hellen Tage spazieren gehen. Nur faulenzen dürften sie nicht. Poß tausend! Ein gehäckeltes Ruhebettdeckeli oder ein angefangener Socken war immer fertig zu machen. „Es geht zum Dampfen!“ sagte sie und steckte jedem Mädchen eine Handvoll Malztäfelin in die Schürzentasche.

Bevor sich aber die beiden auf die Terrasse der katholischen Kirche niederließen, trieb sie der Gwunder durch das Schaalgähchen oder das Schlüsselgähchen, um einen Blick auf die Lauben der Kramgasse zu verlieren.

Hier war alles so viel feiner als in den hintern Gassen: Die Läden, die Menschen, das Pflaster. —

Unter den Bogen standen Guggisbergertischchen, hübsche Frauen saßen dahinter, rüsteten Gemüse oder hatten Handarbeiten im Schoß. Oft trank sogar der alte Ratschreiber seinen Bieruhrkaffee hinter den aufgeschossenen, blühenden Gatterbohnen. — Das war ein stiller, feiner Herr! — So etwas kam drüben, bei ihnen nicht vor. — Ueberhaupt schien hier die Sonne ganz anders als in den hintern Gassen. Es lärmten auch nicht so viele Kinder beim Spiel um die Pfeiler herum. —

Babettli Lehmann war nur ein halbes Jahr älter als Märty Berchten. Aber sie war größer und stärker, fast zum reifen Weib entwickelt. An ihre volle Brust konnte sie je eher je lieber ein Kleines drücken.

Ihre braunen Haare waren nicht so kraus und zittrig wie die blonden Märty's, sondern steifengerade und glänzend. Sie trug sie aber auch streng in der Mitte gescheitelt und hart an die Schläfen gepreßt. So verliehen sie ihrem Gesicht etwas Herbes, dem nur die lustig flackernden Augen entgegen sprachen. — Babettli Lehmann war ein Hauderidau, ein Ruedi in Röden, ein Kommandierer und Befehlshaber im Hause und auf der Straße. — Die Mutter strebte gegen das leichte Blut ihres Kindes, das vom Vater kam, wie sie meinte, aber alles Mahnen half nichts; es blieb, wie es war.

Babettli liebte Märty, die viel stiller war und das Erlebte und Erdachte nicht in Worten kleiden konnte, sondern vieles in sich hineinwürgte.

Und Märty Berchten hatte eigentlich sonst niemand, dem sie sich anschloß, als Babettli Lehmann.

Gemeinsam hatten die beiden Mädchen auf derselben Schulbank gesessen und waren dann zusammen konfirmiert worden. Nachher hatte Babettli das Weißnähen gelernt. Märty führte dem Vater den Haushalt, weil sich die alte Magd aufs Sterben besonnen.

Seitdem die Mutter Lehmann viel kränkelte und ganze Tage lang im Hinterstübchen lag, der Vater ein Tubakler und Cognägger geworden, schaute Babettli im Laden zum Rechten. Sie tat es gerne. Und doch wäre sie lieber noch einige Zeit zur „Semmlimachere“ gegangen. Nur wegen den Mädchen, die dort zusammenkamen und immer lustige

Streiche wichtig zu erzählen wußten. Eines hatte sogar einen Schatz. Nur einen heimlichen natürlich; aber immerhin einen. Wenn Babettli daran dachte, regten sich sehnsüchtige Mädchenwünsche in ihr: „Wenn es einmal bei mir so weit ist . . .!“

Babettli freute sich immer, wenn ihm Märty die Erlösung aus dem niedern Lädchen brachte, dessen starke Düste sich an die Kleider hingen.

Selten machten sie aber Ausgänge in der Zeit zwischen Tag und Nacht. Seltener noch, wenn die Nacht die Gasse überzog.

Aber heute wartete Babettli beharrlich auf die Freundin. Schon brannte im Laden die trübe Dellampe. Vom Münster her boten die Glocken Feierabend.

Den ganzen Tag hatte sie allein den Laden besorgt. Die Mutter lag ihrer bösen Stunden wegen auf dem Sofa im Hinterstübchen. Gegen Abend war der Vater mit zwei Kumpanen gekommen und hatte gröhrend Geld verlangt.

„Nichts da, das Geld bleibt hier, . . . geht, oder . . .“ hatte die Tochter aufgebeht.

„Eine Donners Chrott!“ hatte der Vater im Gehen gesagt.

Nun verlor sich der letzte Glockenton im Abenddunst.

Babettli drehte den Schlüssel in der Ladentür und ging ihr Märty suchen.

Das ging wie der Wind. — Den Ruf der Mutter hörte sie nicht mehr.

Polternd fiel der volle Wasserstrahl aus der Schaalbrunnenröhre in Märty's Kessel.

Ihr Schritt hallte gedämpft die Gasse hinunter.

Da traf sie mit Babettli zusammen.

„Du, du . . . wo steckst du nur den ganzen Tag? — Weiß Gott, man könnte sterben, ehe du den Sprung über das Pflaster wagst!“

Babettli nahm die Freundin am Arm und zog die Zögernde mit sich fort.

„Du, du!“

Märty lächelte bloß und drückte Babettli's Arm.

„Mein Vater ist erst vorhin zur Aare gegangen. — Er kam spät zum Abendessen, du weißt ja,“ entschuldigte sie sich. „Wir wollen noch ein wenig spazieren gehen! — Der Abend ist milde und schön, . . . hast du gesehen? — Ein Stern ist gefallen!“

„Habt Ihr auch etwas Schönes gewünscht, Jungfer?“

Beinahe wären die Mädchen mit einem großen breit-schultrigen Menschen zusammengeraunt. Er mußte im Schutze eines Laubenpfeilers gestanden haben und plötzlich auf die beiden zugetreten sein. — Erschrocken wichen sie einen Schritt zurück.

Babettli sicherte. — Märty wollte ausweichen.

Der Bursche bückte sich, um in die Mädchengesichter zu sehen.

„Es ist finster wie in einem Loch“, sagte er, „excusez, wenn ich euch erschreckt habe! — Aha, guten Abend, Jungfer Lehmann!“

Er lief neben den Mädchen her.

„Ich hätte noch ein paar Stumpfen haben sollen, Jungfer,“ sagte er und bemühte sich seinen langen Schritt ihrem Trippeln anzupassen.

Bei der nächsten Laterne traf sein musternder Blick in Märtis Augen. „Boß Blick!“ dachte er und sah, wie eine jähe Flamme in ihr blaßes Gesicht fuhr. Ihr Fuß stieß unwirsch an einen Stein, daß er wie ein Ball über das Pflaster kollerte.

(Fortsetzung folgt.)

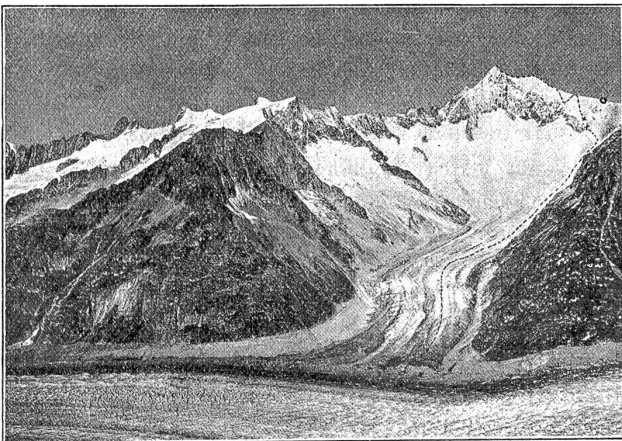
Der Mann lachte. „Seid Ihr beim „Fußball“, Jungfer?“

Und wieder bei einer Laterne, sah Märti einen Augenblick aus erstaunten Augen zu ihm auf. Dann mußte sie lächeln, drehte den Kopf auf die Seite und hustelte. Ihr Blick ging an ihm vorbei in die Nacht.

Andreas Fischers letzte Fahrt.

Vorbemerkung der Redaktion: Von Andreas Fischers unvergleichlich schönem Buche „Hochgebirgswanderungen in den Alpen und im Kaukasus“ liegt eine neue durch vermehrte Vollbilder verschönerte Ausgabe vor. Wer sich in die Gefühls- und Latenwelt großer Bergsteiger versenken will — der eine wird es tun aus Interesse am Unbekannten, Fremden, der andere, um sich an hohen Vorbildern zu begeistern und zu erheben — der greife zu diesem Buche. Wir drucken mit Erlaubnis des Verlags seine letzten Seiten ab, den Bericht über Fischers Todesfahrt aus der poetischen Feder seines Freundes, Ernst Jenny, der die Herausgabe besorgt hat.

Der 20. Juli war ein Samstag; hell und klar brach der Morgen an. Glücklich und voll Zuversicht schritten wir raschen Ganges über den hartgefrorenen Mletschfirn dahin, hie und da ein munteres Wort tauschend. Ueber alle Bergtore herein brach die strahlende Sonne und erfüllte das herrliche Gletscherland mit ihrem göttlichen Lichte. Das flimmerte und schimmerte allernden, und alle Majestäten in der weiten Runde trugen silberne Kronen. Wie wir so staunend standen, sagte Fischer: „Ich war auch schon hier, aber so schön war's nie.“ Plötzlich aber, wie ein drohendes Gespenst, erschien um das Dreieckhorn herum ein tiefschleichender Nebelwurm und legte sich breit und häßlich auf den Konkordiaplatz. Mißtrauisch verfolgten wir sein Gebahren, bis die Sonne unsere Wünsche erfüllend, den Furchling wieder talab trieb. Als wir die Blicke der Röttschlüde zuwandten, stand fern über ihr eine Westwolkenwand, aber auch sie zog sich nach einiger Zeit zurück. Und bald herrschte rings wieder eine strahlende Klarheit ohnegleichen. Fast nur zu hell und rein war die Luft, die Formen der Berge traten stechend scharf hervor und enthüllten ihre ver-



Aletschhorn (4198 m) mit der Absturzstelle (X) und Abstieg über Mittelgletscher und grossen Aletschgletscher.

borgnen Schönheiten. Licht und Schatten wanderten selb- ander über das gewaltige Bild und verliehen ihm immer wieder neue Reize. In drei Halbstunden erreichten wir den Fuß jener schmalen, bisweilen von Schnee und Eis über-

deckten Felsenrippe, die rechts vom Mletschjoch sich jäh die 700 Meter hohe Firnwand hinaufschwingt fast bis zur Höhe des scharfen Schneegrates, welcher vom Dreieckhorn zum Mletschhorn hinüberführt.

Die rotbraunen Felsen erschienen im Morgenlicht warm und zutraulich und versprachen einen raschen und sicheren Anstieg. Sie boten wirklich keinerlei Schwierigkeiten in der untern Hälfte, immerhin sind sie anfänglich etwas faul und verlangen daher ein sauberes Klettern. Etwa in der Mitte rasteten wir und hielten Umschau. Erst jetzt merkte das Auge so recht, wie steil der riesige Eiswall auf dem Großen Mletschfirn abfällt, und wie klein die verschiedenen Felsrippen sind, die von unten her hoch und stark die Wand zu stützen und halten scheinen. Rechts von unserer Rippe gähnt ein furchtbarer Abgrund, in welchen mitunter ein Stein mit gewaltigen Sprüngen hinabschoß. Ueber uns gradaus wird die Rippe immer dünner und steiler und drohend gleichen die ungeheuren Schuppen und Buckel herab. Da das Stufenhauen nun nicht mehr zu vermeiden war, so legten wir das Seil an. Der zweiundsechzigjährige Mi Almer schwang seine blitzende Eisaxt und klirrend rasten die Eisp splitter in die Tiefe. Ich ging in der Mitte und fühlte mich zwischen zwei so erfahrenen Rämpen sicherer als je vordem, ja ich nahm mir vor, in Zukunft nicht mehr führerlos zu gehen, nicht etwa aus Bequemlichkeit, sondern weil ein guter Führer doch wohl mehr Sicherheit hat, namentlich in bösem Eis, als ein guter Bekannter. Selbst Fischer hatte sich mir gegenüber schon wiederholt ähnlich ausgesprochen. Da, wo die Rippe aufhört, hängt ein mächtiger Eisonn über. Hier übernahm Andreas die Führung. Er hackte nach links unter dem Kollen durch und schob sich bei jeder Sicherung — wir legten das Seil um zwei etwa einen Meter voneinander abstehende tief eingetriebene Pickel — über die messerscharfe Firnschneide herum — wir folgten rasch. Und standen nun tief atmend auf dem glänzenden Firnwall, den wir vor zwei Stunden von unten her staunend betrachtet hatten. Du, der Berg gefällt mir!“ Mi ist, ich höre es eben.

Von Westen her schob sich abermals die Wolkenwand heran und schon huschten um die höchsten Gipfel leichte Nebelflecken, nur das Finsteraarhorn stand frei im reinen Luftmeer. Sogleich verfolgten wir den gewächtengekrönten Schneegrat auf der Südseite bis zu einer kleinen Mulde. Raum rasteten wir hier ein Weilchen, so steckten wir im dichtesten Nebel drin. Wir rieten, was tun. Dem Wetter war nicht ganz zu trauen. Immerhin blies ein frischer Wind, und die Hoffnung, es werde wieder Licht, ging nicht unter; selbst Almer wollte kein entschiedenes Nein abgeben. Wir hatten alle drei schon wiederholt unter viel drohendem Himmel auf hohen Warten gestanden, besonders Fischer und Almer, und so entschlossen wir uns, den Gipfel anzugreifen und nach Oberaletsch abzustiegen, wie es geplant war. Zudem trugen wir die Meinung, der Abstieg nach Oberaletsch könne nicht wesentlich heikler sein in dieser Situation als der Rückzug nach Konkordia. Es begann zu rieseln und weiter oben zu schneien. Ich dachte dabei wiederholt an das Schreckhorn, auf dessen Gipfel Melchior Kohler und